

Die erste evang. Dorfhelferin in Baden erinnert sich:

Zu Anfang war vieles anders als heute. Die Krankenkassen bezahlten noch keine Einsätze. Der Träger mußte das Defizit alleine tragen. Da war es schon schwierig, eine Dorfhelferin einzustellen. Die Familien mußten pro Tag einen Betrag leisten, und so nahm man die Dorfhelferin nur dann, wenn es sehr dringend notwendig und dann auch sehr arbeitsreich für die Dorfhelferin war.

Mein erstes Einsatzgebiet war eine sehr hügelige Gegend, und da verbrauchte ich morgens manchmal schon eine Menge Kraft, bis ich mit dem Fahrrad zu der Familie kam. Zwei Wochen lang hatte ich im Städtchen selbst einen Einsatz bei einem alten Ehepaar, wo ich morgens und abends die schwerkranke Frau und den kleinen Haushalt versorgte.

Gleichzeitig war ich tagsüber bei einer zwei Dörfer weiter entfernten Familie, wo die Mutter samt den fünf Kindern im Bett lagen. Als ich einmal mein Fahrrad geschoben habe, weil ich zweimal auf dem Glatteis gestürzt war, mußten Mutter und Kinder lange warten, bis ich kam, das Feuer anmachte und dann etwas zu Essen kochte.

Wenn der Weg zu weit oder im Winter zu beschwerlich war, wohnte ich in den Familien. Da bin ich oft mehrere Wochen nicht in mein Zimmer gekommen. Fand sich bei den Familien kein Platz, so hat man mich freundlicherweise im Pfarrhaus der betreffenden Gemeinde aufgenommen.

Die Tage waren manchmal sehr lang, und es war selbstverständlich, daß man jede Arbeit verrichtete. Hatte ich den Einsatz im Städtchen selbst oder in einem der umliegenden Dörfer, so genoß ich es, jeden Abend in mein Zimmer zu kommen. Wo der Weg zu weit war, habe ich meinen Koffer aufs Fahrrad geschnallt, sondern bin ich den öffentlichen Verkehrsmitteln gefahren. Manchmal waren die Fahrzeiten allerdings sehr ungünstig.

Als ich mich einmal um halb fünf Uhr morgens auf den Weg mit der Bahn machte, war das Postauto bereits vorzeitig abgefahren, als der Zug planmäßig auf dem Umsteigebahnhof eintraf. Nun stand ich da im Regen. der nächste Bus ging erst am Nachmittag, und ich wurde am Morgen in der Familie erwartet. So machte ich mich auf den Weg, in der einen Hand den Koffer und in der anderen Tasche und Regenschirm. Da freute ich mich, als nach einigen Kilometern ein Lastwagen kam und mich mitnahm. In Erinnerung daran nehme ich heute noch an der Straße winkende Tramper mit.

Im ersten Einsatzjahr (als ich noch nicht lang Geld verdiente) half ich mal längere Zeit im Kindergarten aus, weil die Helferin erkrankt war. Da bekam die Station keine Einnahmen für mich.

Da hab ich dann auf mein Gehalt gewartet. Das wurde damals noch nicht auf's Konto überwiesen, sondern mir in die Hand gegeben. Ich ging immer wieder mal "im Vorbeigehen" zu meinem Chef. Der sagte mir dann auch wiederholt, daß er mir mein Gehalt noch nicht zahlen könne. Aber er wäre bereit gewesen, von sich etwas vorzustrecken, dazu war ich zu stolz. Ich habe mir ein bischen von meiner Hauswirtin geborgt und war froh, daß ich die Milch, die ich mir beim Bauern geholt hatte, erst am Monatsende bezahlen mußte und Kartoffeln und Gelbrüben und Marmelade im Vorrat hatte. Ich habe damals schon einige Zeit alternativ gelebt.

Wenn ich ehrlich sein will, muß ich zugeben, daß es nicht immer leicht war und man immer ganz gefordert wurde. Aber es konnte auch beglückend sein, sich voll einzusetzen. Wenn man von einer geplagten Mutter gesagt bekam: "Sie sind mir wie eine Schwester", dann war mir das ein ergreifendes Dankeschön. Einmal hat mir sogar ein kranker, alter Mann gesagt: "Ach, Tante, du bist mir grad wie meine Mutter".

Lydia Schäfer